

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

12.3.1916 (No. 11)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 11

Karlsruhe, Sonntag, 12. März

1916

Inhalt: Um Mitternacht. Von Eduard Mörike. — Der Einheitsdeutsche. Von Alberta v. Puttkamer. — Vtr. gekunde und Geschichte. Von Professor Dr. Baron Cav v. Brockdorff. — Aus Englands Grandiosenzeit. Von Thaderay.

Um Mitternacht.

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand;
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn.
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr

Dom Tage,
Dom heute gewesenem Tage.

Das uralte alte Schlummerlied —
Sie achtet's nicht, sie ist es müd';
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flüchtigen Stunden gleichgeschwung'nes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort

Dom Tage,
Dom heute gewesenem Tage.

Eduard Mörike.

Der Einheitsdeutsche.

Von Alberta v. Puttkamer.

Schiller spricht einmal unter all seinen tief sinnigen, wunder-vollen Sätzen einen aus, der wie ein Prophetenwort anmutet, und der die geschichtliche Bestimmung der Deutschen betrifft... Er lautet: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“

Wenn ihr Tag, nach Schiller, die Ernte einer ganzen Zeit darstellt, so muß er ein lange währendender, kräfte- und gnadenvoller sein. Er wird auch als der Tag eines Besizhenden, Reichen, Wirkenden und Herrschenden aufgefaßt. Schiller sah also in den Deutschen ein erwähltes Volk — eines, das eine höhere Bestimmung hat als die neben ihm wirkenden Völker.

Schillers Wort erscheint wirklich ein Prophetenwort, da es durch die Offenbarungen im gesamten Kulturleben der Deutschen in der gegenwärtigen Zeit zu lebendiger Wahrheit wird.

Eine der großen Ungereimtheiten in der internationalen Beurteilung ist es nun aber, daß andere Nationen die Deutschen gerade in einer Zeit ihrer Läuterung, ihrer Hochentwicklung: Barbaren schelten. Gewiß ist dies nicht ein Urteil der Erkenntnis, sondern eins der Verblendung durch entfachte Leidenschaften — eins der Eitelkeit und des wütenden Neidhasses; aber es bleibt doch merkwürdig, daß Intelligenz und sonst urteilsfähige Einsicht so irreführt werden können von dunkelsten Triebkräften erhiteter Leidenschaft. Freilich, es ist ein Urteil, aus dem Kriege geboren; im Aufbruch der Kräfte, der Strebungen der Gegensätzlichkeiten. Aber auch im Frieden, in der Ruhe freundschaftlicher Begegnungen ist der Deutsche vom Ausländer meist schief und unzulänglich beurteilt und nur in einzelnen Teilen seines Wesens erfasst worden.

Das war nicht ganz die Schuld des Beurteilenden, obgleich eine Ueberschätzung der eigenen Nationalität und oberflächliches Anschauen, das zu träge ist, um in die Tiefen zu dringen, bei dem Urteil stark mitwirkten... Ich sage: nicht ganz die Schuld des Beurteilenden, und damit komme ich auf den Kernpunkt meiner Betrachtung. — Bis vor nicht gar langer Zeit war der Deutsche eigentlich nur eine

Sonderdarstellung von Eigenschaften des Deutschtums, er war nicht die einheitlich zusammengefaßte Erscheinung von dessen gesamtem Wesen.

Es gab und gibt einen Typus: Engländer, Franzose, Italiener und so fort, aber es gab bis vor kurzem keinen einheitlichen Typus: Deutscher.

Die Zusammenschweißung der einzelnen deutschen Volksarten in den Einheitsdeutschen, wie ich ihn nennen möchte, geschah erst in der gigantischen Schmiede von 1870, wo ein Bismarck den Hammer führte. Dieser Einheitsdeutsche ist erst Jahrzehnte alt — und, was sind Jahrzehnte in einer Volksentwicklung und überhaupt im Weltengang und in der Weltordnung? Und doch haben diese Jahrzehnte gewaltig, köstlich und rasch eine Verbindung der deutschen Elemente und deren Emporentwicklung gebracht.

Wenn vor jener Zeit (1870) ein Ausländer einem Deutschen im Ausland begegnete, so war das eben ein Preuße, ein Bayer, ein Sachse, ein Württemberger, je nachdem — von denen jeder einzelne die Sondereigenschaften seiner Volksart in seinem Wesen und seiner Erscheinung zeigte; ja sogar seine Sonderpolitik trieb. Das mußte dem Fremden den Eindruck von etwas Teilhaftem, kleinlich in sich Geschlossenem, jedenfalls nicht Großzügigem, geschweige denn: Weltzügigem machen. Es waren immer nur Teile, die zu einem Ganzen strebten, ohne noch das festigende, stärkende, zusammenfassende Band gefunden zu haben. Dieser Sonderdeutsche konnte gar nicht den Stolz gefester Einheitlichkeit haben. Er bewunderte gern fremde Nationen in ihrer stolzen Eigenart, gab sich daher auch gern ausländischen Einflüssen hin, ja ordnete sich sogar oft ihnen unter. Das erweckte dann leicht bei anderen, teils sehr eifrigen Nationen ein Vorurteil, das sich aus billigem Spott, Mißachtung und Verkennung der tieferen Wahrheit zusammensetzte. Schiefes und oberflächliches Anschauen aber verzeichnen schöne Grundlinien nur allzu leicht zur Karikatur. Das Vorurteil setzte sich bei den Ausländern fest, sehr zu ihrem Nachteil, während die Entwicklung des Sonderdeutschen zum Einheitsdeutschen sich schon wundervoll zu vollziehen begann. Es setzte sich fest, ohne daß jene es nachprüften, an der Hand der modelnden Entwicklungsgeschichte. Sie rechneten eben mit Zerklüftung, mit Zerissenheit der deutschen Volkskraft, wo doch das Zusammenwachsen der einzelnen Teile, sogar der Gegensätze von Nord und Süd, die ebenedem stark zutage traten, in eine Einheit schon vollzogen war. Und es ist nicht nur eine geeinte, sondern auch eine geläuterte Kraft. Der einzelne Deutsche ist nicht mehr Sonderdeutscher, er ist Einheitsdeutscher, und das ist sein starker Wert in der Gegenwartsgeschichte und wird seine protaganistische Bedeutung in der Zukunft sein.

Der Nord- und Süddeutsche sind ursprünglich wesensverschieden. Wenn man als Norddeutschen den Preußen und Sachsen, insbesondere den ersten betrachtet, so stellte er eine verstandesmäßige, kühlere, in Form und Inhalt korrektere Eigenart dar, während der Süddeutsche, etwa der Bayer und Württemberger, die gemütvollere, in Form und Inhalt lässigere, ungebundener Art darstellt. Die mehr westdeutschen Elemente, wie z. B. Badener und Rheinländer, sind in ihrem lebenswürdigen Frohsinn, ihrer naiven Lebenslust wie ein Mittelglied zwischen Nord und Süd. Nun sind die Grenzen der volksartigen und einzelstaatlichen Unterschiede gefallen; sie sind erweitert zu den Linien der höheren politischen und kulturellen Einheitlichkeit.

Und dieses Einheitsgefühl erzeugt auch folgerichtig ein stärkeres Selbstbewußtsein, einen aufrechteren Stolz, der nun auch einige etwas kleinliche Eigenschaften zu großzügigen läuterte. Es wurde, besonders dem Norddeutschen, eine gewisse Schulfähigkeit, dabei Schnelligkeit im Urteil mit merklichen Unfehlbarkeitsneigungen, schematisch-bureautratischen Lebensformen und anderes vorgeworfen. Das ist gewandelt in ernste Sachlichkeit, klar einrichtende und ordnungsmäßig ausbauende (organisatorische) Denk- und Tatkraft.

Man warf dem Süddeutschen eine gewisse Fahrigkeit, ein bequemes Sichgehenlassen, dabei Derbheit und Rauheit vor; das erscheint in der Wandlung zu zielsicherer, herber Kraft und gewinnender Freimütigkeit. Reiche Elemente von Verstand, Gemüt, Charakter, Fleiß, Tatkraft wirken nun zusammen zu einem eindrucksvollen Ganzen.

Das Gold der deutschen Volksseele ist in dem letzten Halbjahrhundert durch zwei strengste Prüfungen gegangen: den Krieg 1870/71 und den Krieg 1914, 1915/16, und es hat sich als von Grund aus echt erwiesen.

Die gründliche Durchbildung des Geistes, die ein klares, sachliches Erkennen und Wissen zeitigte, gab dem Deutschen, schon in der Schulstube, eine gute Tüchtigkeit für sein ganzes Wesen. Die Schule ist auch bestrebt, ihm ein klares Weltbild durch den Unterricht in Geographie und Geschichte zu geben, und nicht nur ein Bild des eigenen Landes, wie das z. B. in Frankreich geschah. Ich habe Gelegenheit gehabt, Einsicht in die französischen Lehrbücher der Geschichte und Geographie zu nehmen, nach denen noch im Elsaß gelehrt worden war vor dem Kriege 1870. Sie beschäftigten sich nur mit Heimatkunde. Von Frankreich war jedes Städtchen, jedes Dörflein, jeder Berg, jeder Wald als wissenschaftlich eingestuft in die Lehrbücher, ebenso wie jedes kleinste historische Geschehen im Vaterlande in allen Breiten, Höhen und Tiefen behandelt wurde. Das große Gemälde, das da dem jungen Geist entrollt wurde in Farbenglanz und Formenreichtum, war nur das eigene Land; die übrige Welt war in schattenhaften Stützen und Silhouetten gegeben; also eine völlige Verzeichnung des Weltbildes, ein Hohn auf alles umfassendere Wissen.

Wenn die deutsche Schulstube als Sinnbild des Belehrens und Bildungsgebens charakteristisch für den Krieg 1870 genannt wird, so kann man wohl für den Krieg 1914, 1915/16 den Schützengraben als Charakteristikum gelten lassen. Er brachte das einmütige Dulden und Ausbarren in Kriegsschwierigkeiten; er ließ durch die Enge gemeinsamer Bande eine prachtvolle Kameradschaftlichkeit und gegenseitige Hilfsbereitschaft entstehen und begünstigte den Erfindungs- und Organisationsgeist durch die Ausgestaltung von Höhlen zu wohnlichen Stätten. Der Schützengraben ist wie ein rauhes, aber eng verknüpfendes Band für unser Heer geworden. Wenn die Prüfung des Krieges von 1870 das Wissen und Können des deutschen Volkes zeigte und läuterte, so brachte die Prüfung des gegenwärtigen Krieges seine volle Einmütigkeit und Einheitlichkeit zur Erscheinung. Wundervoll ist die Einporentwicklung der deutschen Volksart zu spüren. Schon steht der Einheitsdeutsche da, strebend und ringend, um sich zur Volksgemeinschaft auszugestalten. Er scheint nun dem von Schiller prophetisch geschauten Deutschen gleich zu werden, dessen „Tag in der Geschichte die Ernte der ganzen Zeit ist; und in der Läuterung und Erhöhung all seiner ernsten, innersten Kräfte liegt, wie wir hoffen und glauben, auch die Gewähr oder mindestens die Anwartschaft auf eine führende Rolle im Kultur- und Staatenleben der zukünftigen Zeiten“.

Bürgerkunde und Geschichte.

Von Professor Dr. Baron Gay v. Brodorski.

Unzweifelhaft wird nach der Beendigung des Weltkrieges eine große Fülle von staatsbürgerlichen Problemen zur Lösung drängen. Unter diesen steht die Neuordnung des Wahlrechts zum preussischen Abgeordnetenhaus schon jetzt mit ihr Vordergrund des Interesses aller Denkenden. Ganz besonders leuchtet die Hoffnung auf fortdauerndes gegenseitiges Verstehen und Vertrauen alle Aufmerksamkeit auf die Pläne und Entwürfe der Regierung. Will sie ihre Entwürfe unter dem Gesichtspunkte der staatsbürgerlichen Gesinnung oder dem der staatsrechtlichen Machtpolitik oder endlich dem einer verbindenden Konstruktion beider bearbeiten? So wie die Dinge jetzt liegen, wird sie unzweifelhaft den Gesichtspunkt der Verbindung beider Prinzipien wählen. Wäre man freilich für eine längere Zukunft nach diesem Kriege wirklich der Bewahrung des Geistes von 1914 gewiß, dann würde man alle staatsrechtlichen Bürgerpflichten in der Gesinnung des Volkes suchen können. Dann aber wären die Fragen der Rechte und Pflichten des einzelnen dem Vaterlande gegenüber schon durch das Bewußtsein des gegenseitigen Vertrauens zu lösen. Darauf mag man hoffen, aber kein Wirklichkeitspolitiker darf damit rechnen. Die politische Bildung des deutschen Volkes — das ganze deutsche Volk nimmt an der preussischen Verfassung Anteil — ist viel zu weit fortgeschritten, als daß die Mehrzahl der Einsichtigen die Notwendigkeit einer kraftvollen Wirklichkeitspolitik verkennen könnte. Es wird aber jedermann der Ausgestaltung einer so überaus bedeutenden Neuordnung mit vollem Bewußtsein, womöglich mit voller Würdigung der entscheidenden Gründe folgen wollen. Man wird sich ferner sagen, daß man kein Verfassungsgebilde erstimmen kann, das ein für allemal dem erforderlichen Spielraum der Kräfte, Leidenschaften und Gesinnungen der Menschen angepaßt ist. Die Zeit des Vertrauens auf solche Klugeleien ist längst vorüber.

Daß es keine schlechthin „ideale“ Verfassung geben kann, weiß jeder Lernende, der die zahlreichen Versuche der Franzosen seit 1790, der Belgier, der Dänen usw. kennt, das „Optimum“ einer Verfassung zu erzielen. Die Begriffe der staatsrechtlichen Faktoren werden immer eine veränderte Auffassung erfahren, die praktische Bedeutung und Bewertung der staatsrechtlich festgestellten Kräfte wird im Laufe der Zeit nicht mehr der Theorie entsprechen, und so muß man denn mit einer Umgestaltung der Theorie rechnen. Es

ist sehr schwierig, von vornherein die veränderlichen Größenverhältnisse der erhaltenden und der vorwärts oder auch auseinander treibenden Kräfte selbst für einen kurzen Zeitraum in Ansatz zu bringen; noch schwieriger, in die Bestimmungen einer Verfassung den geeigneten Raum für den Ausbau der Verfassung einzufügen. Am allerwenigsten läßt sich voraussagen, auf wie lange Zeit die Menschen den besten Willen zum gegenseitigen Verstehen bewahren werden und wann ein solches Verständnis wiederkehrt. Nicht ohne Grund erklärte der französische Philosoph Viktor Cousin, es gebe nur einen Frühling im Jahre, nur eine Jugend im Leben und nur einen Augenblick des Vertrauens unter den Gliedern der menschlichen Gesellschaft. Voraussagen läßt sich jetzt nur der allgemeine Wille der bewußten Anteilnahme an allen staatlichen Entwicklungen. Unda fert. Das was unter dieser Voraussetzung zu tun ist, besteht in einer frühen Vertiefung der Bürgerkunde. Gerade der Schule, jeder Schule erwacht hier eine große vaterländische Aufgabe, und wenn es irgendwo eine enge Verbindung zwischen der inneren Arbeit der Schule und der Mitarbeit an gesunder staatlicher Entwicklung gibt, wenn irgendwo das Wort: Non scholae sed vitae discimus Wahrheit hat, so ist es in der Erziehung zum Bürger im Anschluß an die Bürgerkunde. Was an positiven Vorteilen durch das Verständnis von Verfassungsproblemen im höheren Schulunterricht geleistet werden kann, mag einer anderen Darstellung überlassen bleiben; die negative Bedeutung der allgemeinen politischen Bildung geht schon daraus hervor, daß eine Unmenge von Mißverständnissen, von verworrenen Ideen und von daraus hervorbrechenden Leidenschaften fortfallen muß. Irgendwelche Mißverständnisse wird es freilich immer geben und in der Geschichte kann der Kampf zwischen Vernunft und Unvernunft niemals aufhören. Leidenschaft steht gegen Leidenschaft. Daß aber das Bild des Kampfes kein Bild der Dummheit und Unwissenheit widerspiegeln, daß es der Zug der großen Leidenschaften sei, der die Parteien hinreißt, dazu kann das Bewußtsein von den tieferen Ursachen der Gegensätze viel beitragen.

Die Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, ihrer Ursachen und der Erhebungen und Entwicklungsrichtungen einer Zeit läßt sich allein aus der Verfassungskunde und Verfassungsgeschichte nicht gewinnen; denn im geltenden Rechte und in den Problemen der Rechtslage liegt immer nur ein Teil, nicht gerade das Eigentliche und Wesentliche für das Zusammenwirken der Menschen. Das Staatsoberhaupt hat immer eine andere Bedeutung als die in den Grundgesetzen ausgesprochene Stellung. Unser Kaiser z. B. ist dem deutschen Volke weit mehr als der dem Bundesrate präsidierende König von Preußen, er ist mehr als die vollziehende Gewalt des Reichs. Es liegt in dem Verhältnis der Deutschen zum Kaiser doch noch etwas von der alten germanischen Heeresfolgehaftigkeit und Mannentreue. Die Wehrpflicht würde danach durchaus nicht bloß staatsbürgerlich aufzufassen sein, sondern außer dem gesetzlichen Charakter eine rein menschliche Beziehung ausdrücken. Der Herrscher wiederum ist nicht nur der Führer, Kriegsherr, sondern auch Edelgeschlechtsproß, durch sein Geschlecht mit der Krone und dem Volke verbunden. Nun haben sich fast alle Monarchien der Gegenwart aus absoluten Monarchien entwickelt, aus staatlichen Verhältnissen, die sich wenigstens der äußeren Rechtslage nach einmal annähernd gleich sahen oder im Laufe der Geschichte zu verschiedenen Zeiten ähnlich waren, — und doch ist in ihnen allen die Rolle des Souveräns ganz eigenartig durchgeführt worden. In einigen Staaten ist der König nur der Vertreter, nicht einmal der Leiter der Staatsgeschäfte. Und doch kann sein gesellschaftliches Ansehen ungeheuer groß sein. So darf der englische Herrscher dem Kabinett nicht in den Arm greifen; trotzdem heißt es: „The King can do no wrong“ (Der König kann nichts Unrechtes tun.) In diesen verschiedenen Verbindungen von Macht und Würde prägt sich großenteils ein Stück Volkscharakter, eben die menschliche, nicht die juristische Beziehung aus. Daß aber die eigentümliche Charakterkraft des Herrschergeschlechts, seine Heiraten, d. h. seine Genealogie, seine Lebenshaltung nicht minder hoch in Anschlag zu bringen sind, braucht kaum noch hinzugefügt zu werden. Auch eine Psychologie der Wirkung des königlichen Nimbus ist hier einzubeziehen.

Diesem Beispiele entsprechend würde man auch viele andere staatsrechtliche Einrichtungen unter dem Gesichtspunkte der Geschichte, dem der Sitten und Lebenskunde zu beurteilen haben. Dazu gehört natürlich vor allem eine Vergleichung der Völker und ihrer Geschichte ihres Glaubens, ihrer Lebensanschauung und Lebensordnungen.

Für die Wissenschaft liegen hier noch viel mehr, viel tiefere Probleme vor. Nur ein Teil davon kann Eingang in die schulmäßige, vorbereitende Behandlung der Bürgerkunde finden. Immerhin wird es schon etwas Wichtiges und Bedeutendes sein. Wir schreiben hier kein Lehrbuch der Bürgerkunde für Schulen, sondern können nur einige Richtlinien ihrer Darlegung zeichnen.

Das erste Erfordernis einer fruchtbringenden Bearbeitung der Bürgerkunde besteht in deren Verbindung mit der Geschichte der neueren Völker. Man müßte diesen Teil der Geschichte sogar eigens für die Verfassungs- und Gesetzesentwicklung behaupten, also neben der Darstellung des Verlaufs der großen Ereignisse noch eine kulturgeschichtliche und psychologische Schilderung geben. Dieser müßte sich unter anderem eine Geschichte der vergleichenden Bewertung der Einrichtungen einfügen. Da würde denn unter anderem zu zeigen sein, in wie verschiedener Weise den Völkern ihre Verfassungen am Herzen liegen. Z. B. dem Deutschen gilt der Dienst

für den Landesherrn als eine ernste und heilige Pflicht. Der Franzose nimmt schon längst keine Staatsform mehr ernst. Sie ist für ihn von Wert, soweit er unter ihr steigt oder nach seinen Wünschen lebt. Die Demagogen (Rechtsanwälte, Zeitungsschreiber, Finanzleute usw.), die von der Heiligkeit der „Republik“ reden, finden eben in einer Republik das geeignete Lebenselement für ihre Instinktbetätigung. Im übrigen lachen sie über republikanische Einrichtungen und besonders über den Glauben an die Republik. Sie geben sich nicht einmal mehr Mühe, geschickte Phrasen zu erfinden: es genügt ein Unsinn wie die Zusammenstellung: „aufrichtig“ demokratisch. Noch unter Napoleon III. gab es wirkliche Republikaner, gar nicht zu reden von denen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. An einen begeisterten Republikaner der Gegenwart ist dagegen schwerlich zu glauben. Erst recht nicht an einen begeisterten Monarchisten; denn der Glaube an die Person der Präsidentsen fehlt. Dieser Glaube ist tot und kann durch den schönsten Beweis von den Vorteilen der Monarchie keine Auferstehung erleben; konstruierte Monarchien haben kein Rückgrat. — Die geschichtliche Darstellung der Entstehung und Umarbeitung der französischen Verfassungen im Zusammenhang mit der Geschichte der Parteienriebe und der Kirchenpolitik wird ein helles Licht auf die geistigen Mächte fallen lassen, die den Zusammenhang des französischen Volkslebens einigermaßen bewirkt haben. Und nun vergleiche man dies mit unserem Staatsbewußtsein! Kategorischer Imperativ und das unerschütterliche Bewußtsein, daß unser Staatsleben nervenstark sein muß, um auch nur der großen Vergangenheit wert zu bleiben.

Die Entwicklung des Staatsbewußtseins, der ernsten Verpflichtungen des einzelnen gegen den Herrscher und die Gesamtheit wird nun noch besser durch den Vergleich mit der englischen Geschichte verstanden werden. Von dieser wissen die Schüler meistens sehr wenig, und doch ist es nicht schwer, sie kennen zu lernen; auch er-mangelt sie, wenigstens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein, keineswegs großer Spannungen und Neize. Reich an Helden ist z. B. die Geschichte der Stuaris.

Wer zu einer sehr weiten Fassung des Staatsbegriffs zu bewegen ist, wird über ein englisches „Staatsgebilde“ von den Zeiten Heinrichs VII. (Tudor) an mit sich reden lassen. Unter Heinrich VIII. gab es sogar schon Ansätze zu einer Art von sozialer Fürsorge. Tritt diese auch unter dem schwachen Eduard VI. und Maria der Blütigen zurück, so hat doch die Königin Elisabeth in mancher Richtung die Arbeit ihres Vaters mit weiser Sinne wieder aufgenommen und zum Vorteil des Landes weitergeführt. Unter den Stuarts mehrten sich die schon unter Elisabeth spürbaren Verfassungskonflikte, die schließlich zur Revolution und zur Cromwell-schen Militärdiktatur führen. Wir wollen hier auf die religiösen Gegensätze, die in dieser Revolution vielleicht die tiefste Erregung hervorriefen, nicht eingehen, sondern uns sogleich der Staatsauf-fassung zuwenden, die sich nach der zweiten und endgültigen Ent-thronung des Stuart'schen Königsgegeschlechts durchzuführen begann, nämlich der Lock'schen. Jede bekämpfte in einer Gegenschrift gegen Sir Robert Filmer den romantisch-religiösen Königs-glauben und setzte an dessen Stelle die dem Umschwunge der Lage gerecht wer-bende, schon längst vorbereitete und von Thomas Hobbes gepredigte Lehre vom Staatsvertrage. Der Kern der nun mehr und mehr zur Geltung gelangenden neuen Auffassung besteht darin, daß man die staatliche Gesellschaft als Aktienunternehmen behandelt. Der Bürger ist an diesem Unternehmen bis zu einem gewissen Grade beteiligt, und die Angestellten des Geschäfts haben die Aufgabe, für möglichst große Sicherheit der Gesellschaft und bei möglichst einzu-schränkenden Kosten für glatte Abwicklung und guten Umfah zu sorgen. Der Bürger ist nur dem Namen nach ein Untertan, der König nur der Form nach von „Gottes Gnade“. Das ist die Grundidee, die in allen Verfassungen und Phrasen steckt. Wen-dungen wie die, man dürfe den Namen des Königs nicht in Parla-mentsdebatten hineinziehen, so wenig wie den Namen Gottes, haben nur die Bedeutung, daß der persönliche Wille des Königs außer Betracht bleibt. Das eigentliche politische Leben spielt sich demnach in den Parteikämpfen um den Vorrang im Ausschicht-rat der Gesellschaft ab. Daß unter solchen Umständen von ethischen, künstlerischen, pädagogischen Aufgaben des Staats keine Rede sein kann, ist natürlich.

Dem geschichtlichen Unterricht fällt nun die dankbare Aufgabe zu, an der Schilderung der Parteipolitik und der Zunahme der Weltausbeutungsversuche der Engländer, die Zunahme der Skrupellosigkeit, Brutalität und Heuchelei des Landes zu zeigen und die sittliche Entartung der Gesellschaft mit den scharfen Mahnungen zu vergleichen, die in der Dichtung und in der bildenden Kunst Englands laut geworden sind. Man denke an das Urteil, das in Hogarths Kupferstichen liegt.

Wenden wir nun unseren Blick der Geschichte unseres Vater-landes wieder zu. Hier ist die Arbeit für den Staat wirklich zu einer ethischen Idee geworden, hier verkörpert sich in der Staats-leitung der Gedanke der Pflicht. Gewiß arbeitet auch der Britte an der Macht und Größe seines Vaterlandes mit, aber er arbeitet aus einem ganz anderen Geiste heraus, nämlich dem des Kapital-einsatzes. An der Geschichte der kontinentalen Kriege Englands ist es nicht schwer, das Maß für die innere Verberrnis zu finden, die dieser Geist hervorgerufen hat. Wo immer noch so etwas wie Mannentreue zu finden war, etwa in den schottischen Hochlanden, da hat es die englische Gesetzgebung bewirkt, daß zuletzt jedes Ver-hältnis ein Kontraktverhältnis, Geschäftsfache wurde, daß die Macht auf Geldmacht und Stimmeneinfluß übergieng. Wo soll dann auf

einmal Gefühl für den Wert innerer Ueberzeugung, wo der Sinn für persönliche Treue herkommen? England ist groß geworden durch geschäftliche Tüchtigkeit, durch Handel, Wandel und — Schwin-del, Deutschland hat sich durch Willenskraft und unbegleimte Treue herausgearbeitet. Englands Sicherheit steckt in seinen Renten, die deutsche in kraftvollem Wollen und in der Ausdauer im Unglück.

Der Handelsminister Runciman nannte uns kürzlich eine handelspolitisch „vollkommen geschlagene Nation“. Wahrscheinlich hat der gute Mann nur bescheidene Kenntnisse in der preussischen Geschichte. So möge er denn einmal eine Uebersetzung von Alexis' falschem Woldemar zur Hand nehmen, um sich sagen zu lassen, daß die Not, wie sich's auch heute zeigt, stets die rechten Helfer geweckt habe. „Da wuchsen Helden auf in Stahl und Eisen; aber mehr noch Helden darin, daß sie heller als ihre Zeit erkannten, was ihr not tat. Ihr mächtiger Ruf drang zu den Herzen, ihre Stimme sammelte die Besten um sich; und es waren der Guten und Unverzagten dann immer noch mehr als der Schlechten und Klein-gläubigen. Sie fanden Mittel da, wo man glaubte, alles sei erschöpft und ausgebeutet.“

So ist es stets gewesen und so wird es bleiben. Darum wird die recht verstandene Aufgabe der Bürgerkunde mit darin bestehen, die Notwendigkeit der deutschen Charakterkenntnis und Charakterpflege eindringlich darzulegen: die Ge-sinnung ist wichtiger als der Buchstabe der verfassungsmäßigen Rechte und Pflichten.

Die Charakterkenntnis wird stets die größte Lebendigkeit durch Vergleiche empfangen. Bleiben wir beim Beispiel der Engländer! Wie viel sich auch in ihrer Zusammensetzung und ihrer Lebensauf-fassung geändert haben mag, ihre Nichtachtung alles Unenglischen, ihre Heuchelei, ihre brutale Rücksichtslosigkeit, ihre Nobilität gegen Fremde ist in den niederen Volksschichten seit Jahrhunderten fester gewurzelt. Wenn man in Brunos Achermittwochsmahl von der Behandlung erfährt, die die getreuen Untertanen der Königin El-sabeth Fremden angedeihen ließen, so hat man eine Schilderung vor sich, die vor 200, vor 100 und vor 3 Jahren paßt — und immer besser!

In vielen führenden Familien Englands würden Anhänger der Lehre vom unzerstörbaren Charakter die besten Belege finden können. Betrachten wir nur die Persönlichkeit des jetzigen Ober-sten Winston Churchill. Er hat als Marineminister die Fahne der Nobilität unentwegt hochgehalten und schon als Kriegskorrespondent der „Morning Post“ (im Burenkriege) die schrecklichsten Maß-nahmen empfohlen: „Es gibt nur ein Mittel, den Widerstand der Buren zu brechen, das ist die härteste Unterdrückung. M. a. W., wir müssen die Aeltern töten, damit ihre Kinder Respekt vor uns haben.“ Ja, will hier die Schandthaten Englands in Südafrika nicht aufzählen, sondern auf den berühmten Vorfahren Winston Churchills, den Herzog von Marlborough hinweisen. Auch bei ihm gab es keine Herzensregung, auch er war hartgesotten und so gleich-gültig gegen menschliches Leid wie ein Henker. Wir kennen ihn intimer aus der Geschichte des Henry Esmond von Thackeray. John Churchill blieb danach allem gegenüber kalt und unbeweglich. Er übte einen Verrat mit ebenso unbeweglicher Miene aus wie eine Hofzeremonie. Er konnte die schwarze Falschheit in teu-flicher Absicht ebenso gleichgültig hinwerfen wie eine Bemerkung über das Betteln. Er nutzte alle Menschen aus, die ihm nahe kamen; er gebrauchte sie als Werkzeuge oder nahm ihnen, was vor ihnen zu bekommen war. — Was ihn von seinem Nachfahren unterscheidet, ist nur der Scharfsinn: der Herzog von Marlborough war wirklich Feldherr und Staatsmann, Winston Churchill ist Feind von beiden, aber an Charakter ähnelt er dem berühmten Feldherrn bis ins kleinste.

Wollten wir ausführlicher aus Englands Geschichte erzählen, so würde sich immer deutlicher zeigen, wie ähnlich sich die Massen-psychologie der Engländer geblieben ist und wie ähne die alten Geschlechter die Rüge, die uns aus früheren Jahrhunderten be-kannt sind, festhalten. Es genügt aber in diesem Falle schon die Formulierung der Aufgabe der Bürgerkunde, daß sie schon in der Schule eine vergleichende Wissenschaft sein muß, daß sie nicht auf Völker und Massenkunde verweisen darf, sondern in ihren Vorträgen eine Psychologie der Lebensgefühle, der Willenskräfte und Geistesrichtungen der Völker verweben muß. Erst dann werden die „Rechte“ in ihrem rechten Sinne erkannt werden; das Bedeu-tungslose, der Schein im Verfassungsleben sind dann zu durch-schauen. Mit ganz anderem geistigen Nützlinge gewappnet wird der so durchgebildete Schüler als Staatsbürger die großen Kräfte bewerten, deren Wirkungen er zusieht und in deren Spiel er früher oder später wird mit einzugreifen haben.

Aus Englands Franzosenzeit.

Von Thackeray.

„Denn, mein Junge“, sagte Pastor Barnard eines Tages, „mir scheint, es ist jetzt an der Zeit, daß du die Schule verläßt. Mit den Kenntnissen, die du bereits erlangt, mußt du in der Welt vorwärts-kommen, und dein Großvater hat sicherlich die Mittel, dir ein an-ständiges Ausstreten zu ermöglichen. Ich glaube, deines Groß-vaters Tischerei ist sehr einträglich gewesen — für ihn. Und Master Rudge, dein Schulforscher, gehört auch zu der an der

ganzen Küste ausgebreiteten Schmugglerbände. Weißt du vielleicht sonst noch jemand, Deun?"

„Ja, Sir!“ sagte ich traurig, denn ich wußte ja, daß mein eigener Großvater in dem Handel verwickelt war. „Aber wenn die andern das auch tun, ich verspreche Ihnen, ich will mich nie darauf einlassen!“

„Von jetzt an wird das Handwerk auch noch gefährlicher werden als je zuvor. Die Schwierigkeit, im Kanal zu kreuzen, wird so groß sein, wie die Kontrebandiers sie bisher nicht gekannt. Weißt Du das Neueste?“

Am demselben Tage war aus London die Nachricht eingetroffen, Seine Majestät, der König, nachdem ihm die Mitteilung zugegangen, zwischen der französischen Regierung und gewissen Leuten im Solde der aufständischen Unterthanen Seiner Majestät in Nordamerika sei ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen worden, habe es für notwendig erachtet, seinen Gesandten am französischen Hofe abzuernsten. . . . Und im vollsten Vertrauen auf den eifrigen und willfährigen Beistand seines Volkes sei er entschlossen, alle Kräfte und Hilfsquellen des Königreiches bereitzustellen, die erforderlich schienen, jeden Schimpf und Angriff zurückzuweisen und die Macht und den Ruhm des Landes zu wahren.

Und nun trugen die Postboten schon allenthalben die Kunde durch das Land, daß wir mit Frankreich im Kriege wären. Als ich mit Pastor Barnard über die Ebene weiterging, sahen wir schon die französischen Feuer über den Kanal herüberschleichen. Mein Leben hat seitdem wiederum fünfzig Jahre gewährt, und außer mit sehr, sehr kurzen Unterbrechungen haben jene unheilverkündenden Kriegsfackeln nie zu brennen aufgehört!

In einer halben Stunde war ganz Winchelsea lebendig. Auf dem Marktplatz, in den Schenken, ja von Haus zu Haus versammelten sich die Leute und redeten. Also wir hatten jetzt Krieg mit unsern Nachbarn jenseits des Kanals wie mit unsern eigenen rebellischen Kindern in Nordamerika, und die rebellischen Kinder bekamen diesmal die Oberhand über den Stammvater!

Wir Schulklingen hatten anfänglich jenen Krieg wacker und mit großem Uebermut mitgekämpft, auf unsern Karten die Aufständischen verfolgt und wieder und wieder geschlagen. Wir bezwangen sie bei Long Island. Wir überwandten sie bei Brandywine. Wir siegten glorreich bei Bunkers Hill. Wir zogen mit Howe im Triumph in Philadelphia ein. Aber wir waren ganz bestürzt, als wir uns mit General Bourgoigne bei Saratoga ergeben mußten. Für Long Island hatten wir einen halben Tag frei bekommen. Jetzt sagte Zan Parrot, der in der Schule neben mir saß: „Ich vermute, für Saratoga werden wir der Reihe nach durchgeprügelt werden.“

Was aber die Franzosen anbelangt, so wußten wir längst, daß sie Verräter sind, und sparten unsern Born für sie auf. Eine liebe kleine Französin in Winchelsea aber war eine arge Rebellenin. Als Mrs. Barnard zu ihr vom Kriege sprach und sie fragte: „Agnès, mein Kind, auf welcher Seite stehst denn du?“ Da wurde Mademoiselle de Saverne — in ihrer eltsässischen Heimat wurde ihr Vater Herr von Zabern genannt — sehr rot und sagte: „Ich bin eine Französin und stehe auf Seite meines Vaterlandes!“

„O, Agnès, o du verkehrtes kleines Ungeheuer!“ schrie Mrs. Barnard und fing an zu weinen. Der gute Pfarrer aber lächelte, machte Agnès scherzhaft eine Verbeugung und sagte: „Auch ich bin der Ansicht, daß eine kleine Französin für Frankreich sein muß.“

Und als er an jenem Abend das für Kriegszeiten vorgeschriebene Gebet sprach, war es mir, als hätte des guten Mannes Stimme wie feierlicher und rührender geklungen. Wenn dieser tägliche Abendsegen im Pfarrhaus gesprochen wurde, dann saß eine gewisse, zur katholischen Kirche gehörige kleine Person abseits, weil ihre geistlichen Lehrer ihr verboten hatten, an unserer protestantischen Andacht teilzunehmen. Als sie an diesem Abend vorüber war und die Diensthofen das Zimmer verlassen hatten, sagte die kleine Feindin mit rotem, heinache bösem Gesicht: „Aber was soll ich tun, Lante Barnard? Wenn ich für Euch bete, so bete ich, daß mein Land besetzt wird, und ich weiß nicht, warum Ihr über mein Land herrschen solltet?“

Ueber unsern guten Pfarrers politische Gesinnung verblieb am nächsten Sonntag nicht der geringste Zweifel.

„Der Krieg“, sprach er, „ist kein unbedingtes Uebel; und wie Krankheit und Leiden gewißlich zu unserem Besten dienen, so ist auch er uns vom Himmel bestimmt. Er lehrt uns Gehorsam und Genügsamkeit auch unter Entbehrungen; er stärkt den Mut, er gibt uns Gelegenheit, unsere Königstreue zu beweisen und Barmherzigkeit zu üben, Mäßigung im Siege, Ausdauer und Zuversicht bei Niederlagen. Die Tapferen, die siegreich für ihr Vaterland kämpfen, hinterlassen ihren Kindern ein ehrenvolles Vermächtnis. Und ich bete zu Gott, daß wir in der Stunde der Gefahr uns bemühen werden, die uns erwachsenen Pflichten zu erfüllen und den Ausgang dem Geber alles Sieges anheimstellen.“

Bevor er die Kanzel verließ, verkündete unser guter Pfarrer, er werde auf dem nächsten Markttag im Rathause eine Versamm-

lung des Landabels, der Bauern und Schiffer einberufen, um über die Mittel zu beraten, unsere Küsten und unsere Häfen zu verteidigen.

Die Franzosen konnten jeden Tag über uns kommen, und all die Unfern waren in großer Erregung. Freiwillige Streifwachen zogen bereits die Küste entlang, und die Ferngläser der Schiffer hielten beständig Ausguck nach dem gegenüberliegenden Ufer.

Die Versammlung im Rathause wurde großartig, und alle Sprecher wetteiferten an Königstreue und Vaterlandsliebe. Als bald wurde eine Liste aufgelegt zur Zeichnung von Beiträgen für einen Verteidigungsfond. Die Bique Port-Städte sollten ein Regiment Milizsoldaten ausrüsten; die Abligten und größeren Kaufleute erklärten sich bereit, ein freiwilliges berittenes Korps aufzustellen, das die Küste bewachen und mit den Befahungen von Dover, Hastings und Deal Fühlung nehmen sollte. Und mancher Freibeuter wurde kargemacht und stach sofort in See.

Auf der französischen Seite traf man, wie wir hörten, die gleichen kriegerischen Vorbereitungen. Die Fischer auf beiden Seiten des Kanals jedoch fügten einander bislang kein Leid zu, und ich habe leider Grund anzunehmen, daß mein begagter Vorfahr seine Verbindung mit französischen Freunden nicht gänzlich abbrach.

Wie dem nun auch sein mochte: auf der Versammlung im Rathause rückte auch Großvater mit einem Beitrag und einer langen Rede heraus, die lebhaften Beifall fand. Der alte Mann hatte eine Dunge und ein Mundwerk, die nie versagten. Er konnte Sätze spinnen nach der Elle und sie mit einer tönenden Stimme vortragen, die freilich längst aufgehört hatte, auf das Herz seines Enkels überzeugenden Eindruck zu machen. Ein uns benachbarter Grundbesitzer erklärte dann, obwohl er seinen Nachbar für viel reicher halte als sich selbst (auf Großvaters protestierendes „Nein, nein!“ folgte allgemeines Gelächter), wolle er als geringfügiges Zeichen seiner Loyalität zwei Guineen beitragen gegen seines Nachbarns eine.

„Aber ich will die meine wirklich geben“, sagte mein Großvater bescheiden, „und möge des armen Mannes Ehersteiu willkommen und hilfreich sein!“

„Guinee?“ schreit der Nachbar. „Ich spende hundert Guineen.“

„Und ich weitere hundert“, ruft sein Bruder.

„Seht auch für meinen Schwiegervater einen Beitrag von hundert Guineen“, sagte da meine Mutter mit ihrer tiefen Stimme. „Und für mich fünfundsanzig Guineen und für meinen Sohn Deins auch fünfundsanzig.“

Mutters Worte wurden sehr beifällig aufgenommen, und Bauern, Edelleute und Krämer, Reiche und Arme drängten sich herbei, ihren Beitrag zu zeichnen. Bevor die Versammlung auseinanderging, war eine hübsche Summe zusammengekommen für Ausrüstung und Bewaffung einer Winchelseaer Bürgerwehr. Und der alte Oberst Evans, der noch bei Minden und Fontenoy dabeigewesen, und der junge Barlow, der bei Brandywine ein Bein verloren, erklärten sich bereit, die Ausbildung unserer Milizsoldaten zu übernehmen bis zu dem Zeitpunkt, da S. Majestät seine Offiziere beordern werde, die Truppe zu befehligen. „Laßt die Franzosen nur kommen!“ lautete der allgemeine Ruf. „Die Männer von Aye, von Winchelsea, von Hastings werden eine Ehrenwache bilden, sie zu empfangen!“

Denn daß die Franzosen den Versuch machen würden, an unserer Küste zu landen, das war bei uns allgemein verbreitete Meinung, insonderheit als die Proklamation des Königs kam und Kunde brachte von den gewaltigen Rüstungen des Feindes zu Wasser und zu Lande.

Wir hatten noch immer gewisse Verbindungen mit Boulogne, Calais und Dünkirchen, und unsere Fischerboote gingen manchmal bis nach Ostende. Sie brachten uns genaue Nachrichten über alles, was in jenen Häfen vorging, über die dort versammelten Truppen, die bereitliegenden Schiffe der französischen Marine wie der Freibeuter.

Unsere ganze Küste entlang stand bald alles unter Waffen. Stündlich erwarteten wir einen Einfall der Franzosen. Die französische Flotte, hieß es, sei stärker als die unsere im Kanal, und daß das Landheer Frankreichs dem unsern weit überlegen war, wußten wir. Wie gut erinnere ich mich noch heute des Schreckens und der Aufregung, der Furcht der einen, der Großsprecherel der anderen! Ganz besonders aber, wie eines Sonntags in unserer Kirche die Nachricht von Mund zu Mund ging, die Franzosen seien wirklich gelandet. Wie die Leute aus dem Hause Gottes herausstürzten, auch die, die unter den Großsprechern das Wort geführt, und am lautesten geschrien hatten: „Sie sollen nur kommen!“ Mutter und ich in unserem Kirchenstuhl und Mrs. Barnard im Pfarrstuhl waren die einzigen, die bis zum Schluß der Predigt ausblieben, die Pastor Barnard nicht um ein Wort zu verkürzen gewillt war. Mit mehr als der gewohnten Feierlichkeit sprach er dann den Segen und mußte selbst die Kanzelthür öffnen, denn auch der Küster war mit der ganzen Gemeinde davongelaufen.